

*Wilhelm Damberg, Abschied vom Milieu? Katholizismus im Bistum Münster und in den Niederlanden 1945–1980* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Bd. 79), Ferdinand Schöningh, Paderborn u.a. 1997, 675 S. u. 9 unpaginierte S., 28 Abb., Leinen

Für die kirchliche Zeitgeschichtsschreibung des bundesrepublikanischen Bereichs stellt die hier anzuzeigende, als Habilitationsschrift unter dem Titel „Nachkriegskatholizismus und konziliarer Prozeß im Bistum Münster und in den Niederlanden 1945–1980“ von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster angenommene Habilitationsschrift nach Anlage und Durchführung eine in vieler Hinsicht maßstabsetzende Arbeit dar. Sie zeichnet sich nicht nur aus durch ein klares Abstecken des Forschungsvorhabens in einem bislang wenig übersichtlichen „Dickicht“ von schriftlichen und mündlichen Quellen, nicht nur durch eine klare und einsichtige Gliederung, sondern auch – bei einem mehr als 600 Seiten umfassenden Text ist das für den Leser außerordentlich wichtig – durch einen flüssigen Stil, der es leicht macht, den „roten Faden“ zu behalten und das jeweils Wesentliche zu erfassen, ohne vorzeitig zu ermüden.

Für den nichtkatholischen Leser wird die Lektüre zusätzlich spannend, weil hier zugleich ein tiefer Einblick gegeben wird in ein dem Protestantismus – wenn nicht alles täuscht – fast ganz fehlendes, sehr langfristig angelegtes kirchliches Arbeiten, das geleitet ist von grundlegenden Einsichten über Wesen und Auftrag der Kirche und das sich – wenn auch nicht unbeeinflußt von aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen und Entwicklungen – über Zeitspannen von weit mehr als einer Generation erstreckt. Bei allen Schwierigkeiten, die auch das in sich birgt – der Verfasser vermag sie zu benennen –, kann die vorgelegte Studie weit über ihr unmittelbares Thema hinaus auch geradezu als eine Art Lehrbuch der kirchlichen Kybernetik gelesen werden. Und es schärft den Blick dafür, daß Studien, die Wesen und Wirkung eines Milieus zu erfassen suchen, zumindest in der Jugendzeit derjenigen ansetzen müssen, die dann später zur Formung dieses Milieus ihren Beitrag geliefert haben.

Dambergers erklärtes Ziel ist es, zu einer Geschichtsschreibung beizutragen, die die Ereignisse und Phänomene der jüngsten katholischen Kirchengeschichte in der Bundesrepublik Deutschland nicht nur als einen mehr oder minder „außengesteuerten Anpassungsprozeß“ an eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklung begreift; vielmehr soll in den Blick kommen, welche theologischen Prämissen und Faktoren auch zu einem internen Wandel des kirchlichen Selbstverständnisses geführt haben: „Wie haben die Katholiken und ihr Klerus sich selbst im gesellschaftlichen Kontext verortet, wie haben sie seinen Wandel wahrgenommen und gedeutet, welche Handlungsimperative haben sie daraus abgeleitet?“ (S. 23) Dabei steht die Vermutung im Raum, daß das II. Vatikanische Konzil als für die katholische Weltkirche nachhaltig bedeutsames Ereignis in der Mitte der untersuchten Epoche 1945–1980 einen entscheidenden Impuls auch auf die Entwicklung in Deutschland gehabt hat.

Dennoch setzt Damberg nicht etwa ultramontan an, sondern versucht, das bundesrepublikanische „katholische Milieu“ aus dem (Selbst-)Verständnis der hiesigen kirchlichen Führungseliten zu beschreiben. Daß er dabei aber auch nicht – wie es zunächst naheliegend zu sein scheint – auf die nationale Ebene (etwa der deutschen Bischofskonferenz oder des Zentralkomitees der deutschen Katholiken) abhebt, erweist sich aus doppeltem Grund als zwingend: zum einen, weil nach katholischem Kirchenverständnis das Bischofsamt die „Gelenkstelle“ zwischen Weltkirche und Ortsgemeinde ist und von daher die Diözese „die territoriale Grundstruktur der katholischen Kirche“ (S. 28) darstellt; zum anderen, weil mittels der für eine Diözese prägenden Persönlichkeit des Bischofs und ihres Handelns und Formulierens das Allgemeine und das vom Allgemeinen abweichende Besondere einer Konzeption besonders gut faßlich und anschaulich werden kann – in Dambergs vorsichtiger Diktion: „Mit ihrem eigenen, oft auch eigenwilligen Urteil standen sie [die Bischöfe] im Mittelpunkt eines kollektiven Reflexionsprozesses.“ (S. 29)

Die Auswahl des Bistums Münster geschieht – das muß in einer Rezension in einer der Territorialkirchengeschichte gewidmeten Zeitschrift allerdings besonders festgehalten werden – nicht um eines vorgängigen besonderen Interesses an dieser Diözese willen, sondern zunächst deshalb, um die Wandlungsprozesse in der Geschichte des Katholizismus der Bundesrepublik Deutschland exemplarisch an diesem Beispiel zu erfassen; das Bistum Münster wird also verstanden „als ein regional begrenzter Ausschnitt des Milieus“ (S. 29).

Um die notwendige Fundierung für die weitere Darstellung zu legen, beschreibt Damberg zunächst die überkommenen Strukturen im Bistum Münster vor 1945 (S. 37-72) – und entwirft dazu auch eine biographisch-theologische Skizze zu Bischof Michael Keller (S. 73-106), der als Bischof von Münster 1947–1961 wesentlich die Nachkriegsgeschichte des Bistums geprägt hat. Drei Längsschnitte durch die Zeitspanne von 1945 bis 1980 machen sodann den in mannigfache Einzelentwicklungen und Details der Entwicklungen im Bistum Einblick gebenden Hauptteil der Arbeit aus (S. 107-503). Erfasst werden so die Selbstwahrnehmung des Katholizismus im jeweiligen zeitgeschichtlichen Kontext und die daraufhin entwickelten kirchlichen Konzeptionen („Strategien“). Welches Gelingen oder Mißlingen diesen beschieden waren – Damberg verwendet angesichts der hier betrachteten geistlichen Aspekte, die ja nicht unmittelbar menschlich planbar und handhabbar sind, vielleicht etwas zu selbstverständlich die Begriffe „Erfolg“ und „Mißerfolg“ – wird an den beiden kirchlichen Handlungsfeldern „Schule“ und „Jugend“ erhoben – beides Bereiche, denen für die Aufrechterhaltung eines katholischen Milieus besondere Bedeutung zugemessen wurde.

Dabei vermag Damberg aufzuweisen, daß die konzeptionellen Grundgedanken, auf der die von Bischof Michael Keller forcierte Offensive zur Verchristlichung der Gesellschaft fußte, dem Grunde nach aus der Vorkriegszeit stammten, ging es ihm doch um eine von Papst Pius XI. schon seit 1922 angelegte „Actio catholica“ „Katholische Aktion“ in der von Säkularisierung zunehmend bedroht erscheinenden Welt. Erreicht werden sollte dies durch eine

intensivierte Kooperation zwischen Klerus und Laien – die wiederum durch eine verstärkte Zentralisierung der Laienaktivitäten und durch Heranbildung einer Elite unter den Laien Gestalt finden sollte –, um so mit innerlich intensiv gebundenen Laien als „Aposteln“ in der Welt missionarisch zu arbeiten. Dem Klerus wuchs dabei eine besondere Vorbildfunktion zu. Daß es bei dieser Konzeption in mancher Hinsicht frappierende Ähnlichkeiten zu den strukturellen Gegebenheiten einer Kaderpartei gibt, vermerkt Damberg in seinem Resümee ausdrücklich (S. 506). Die Erfahrung des „Dritten Reiches“ verlieh der Einsicht, daß es hochmotivierter Laien bedürfe, um prägend in die Gesellschaft hinein wirken zu können, zusätzliches Gewicht – und daß es dazu einer gemeinsam von Klerus und Laien getragenen „Offensive“ bedürfe. Dementsprechend kam es im Bistum Münster zu einer engen Verzahnung von bischöflicher Behörde und Laiengremien – unter Führung des Bischofs. Daß damit ein erheblicher Ausbau des Generalvikariats als zentraler Behörde des Bistums einherging, ergibt sich sachlogisch.

Gleichzeitig trat der bis dahin prägende Einfluß der katholischen naturständischen und berufsständischen Verbände allmählich zurück – die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr zu einer Blüte wie vor dem Krieg gelangten. Insbesondere vermochten sie nicht mehr die Ausstrahlung „nach außen“ zu gewinnen, die an sich von ihnen erhofft wurde. Die Beteiligung an den sonntäglichen Messen nahm allen Bemühungen zum Trotz seit 1951 prozentual ab, wie auch das Interesse an den geistlichen Berufen so sehr schwand, daß der Bedarf langfristig nicht mehr gedeckt erschien. Außerdem wurde Ende der fünfziger Jahre deutlich registriert, daß die steigende Mobilität und die wachsende wirtschaftliche Prosperität die kirchlichen Bindungen der Menschen schwächten. Damberg vermag dadurch nachzuweisen, daß bereits vor dem Zweiten Vatikanum (dem man hier in der Anfangsphase mit aus der Rückschau überraschender Zurückhaltung begegnete!) im Bistum die Einsicht gewonnen war, daß tiefgreifende Reformen in der kirchlichen Arbeit vonnöten seien, um in dem fortschreitenden gesellschaftlichen Wandel zu bestehen.

Zur Umsetzung von Reformen kam es dann Mitte der sechziger Jahre weniger durch einen – sieht man einmal vom Feld der Liturgie ab – unmittelbaren Einfluß des II. Vatikanums als vielmehr in Reaktion auf unübersehbare Krisen vor Ort – beim Priesternachwuchs, in der Jugendarbeit und hinsichtlich des nunmehr parteiübergreifend in Frage gestellten konfessionellen Schulwesens. Durch „Rationalisierung der Seelsorge“ (eine erstaunlich technische Begrifflichkeit!), angelehnt an die Pläne zur Kommunalreform, den Ausbau der zentralen, beim Generalvikariat angesiedelten Dienste und durch den Aufbau eines kirchlichen Räte-systems, das aufgrund demokratisch erscheinender Wahlprozesse Teilhabe an der Leitung der Ortsparrei wie an der der Diözese ermöglichte, suchte man Abhilfe zu schaffen. Im Hintergrund stand ein Wandel des theologischen Selbstverständnisses der Kirche – die sich nicht mehr in erster Linie einer ihr genehri-chen Welt in den Weg gestellt sah, sondern sich berufen sah zum zeichenhaften Dienst an der Welt.

Schon um 1970 verschob sich die Perspektive abermals, als der 1969 ins Münsteraner Bischofsamt gekommene Heinrich Tenhumberg betonte, das Hauptziel des pastoralen Bemühens bestehe in der individuellen Gewissensbildung, durch die der Christ erst zu rechtem Handeln in der Welt und damit auch zum missionarischen Dienst befähigt werde. Damit rückte das Bemühen um die Bildung der jungen Generation zu eigenständig verantwortetem christlichem Leben in den Mittelpunkt – und zwar besonders auf der Ebene der Ortsgemeinde. Damberg deutet dies als einen Durchbruch der Individualisierung – der aber einherging mit einer Absage an Reformervorstellungen aus anderen gesellschaftlichen Kontexten. Charakteristisch für den neuen Ansatz war u.a. die Intensivierung der Meßdienerarbeit – wodurch die Jugendarbeit ebenso sehr enger an die Kirche gebunden wurde wie auch dadurch, daß die überkommenen Jugendverbände der strukturellen Unterstützung durch die beim Generalvikariat bestehenden professionellen Kompetenzen mehr und mehr bedurften. Zwischen der einst von der „Katholischen Aktion“ erstrebten Bildung einer „Laienelite“ und der nach 1970 stark wachsenden Anzahl an hauptamtlichen Laien-Mitarbeitern der Kirche sei – so Damberg – durchaus eine Parallele zu sehen. Die Betonung der Bedeutung der Pfarrgemeinden habe indes nicht so greifbare und nachhaltige Resultate gezeitigt wie die Neustrukturierung des kirchlichen Engagements auf schulischem Gebiet und im Bereich der Jugendarbeit. Das Ziel, den regelmäßigen Besuch der Messe auf hohem Niveau zu halten, sei nicht erreicht worden, und selbst das neu begründete Rätssystem habe nicht dazu geführt, daß man kirchlicherseits von der wachsenden Bereitschaft zu öffentlichem Engagement (wie etwa bei Bürgerinitiativen und Demonstrationen) habe profitieren können. Vielmehr hätten Fragestellungen der Liturgie die Tagesordnungen der Pfarrgemeinderäte weithin dominiert, so daß es diesen nicht gelungen sei, auf Dauer öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; das mögliche Maß an Partizipation sei faktisch nicht genutzt worden. Besonders gravierend sei der Bedeutungsverlust der katholischen Verbände und Vereine auch auf Ortsebene – so daß Damberg so weit geht, vom „Niedergang des Assoziationsprinzips“ zu sprechen und darin „ein[en] zentral[en] Schlüssel zum Verständnis des Strukturwandels des katholischen Milieus“ sieht (S. 519). Einen Anschluß an die in den siebziger Jahren bedeutsamen Aufbrüche an sozialen Bewegungen in der Gesellschaft habe man in der Kirche jedenfalls nicht finden können.

Sollte man meinen, mit diesem Resultat habe der Verfasser das Ziel seiner Untersuchung erreicht, so zeigt Damberg in einem weiteren Abschnitt, welcher Zuwachs an Erkenntnis sich durch einen komparativen Ansatz in der zeitgeschichtlichen Forschung gewinnen läßt. Er wählt dazu aber nicht eine andere deutsche Diözese, sondern betrachtet die Entwicklung des Katholizismus in den Niederlanden – angesichts der territorialen Nachbarschaft zum Bistum Münster wie auch hinsichtlich des Gedankens, daß sich die katholische Kirche als Weltkirche übernational begreift, eine wohldurchdachte Wahl.

Einleitend wird wiederum ein Abriss der geschichtlichen Entwicklung des (dortigen) Katholizismus bis 1945 geboten (S. 521-553). Als Charakteristikum

des niederländischen Katholizismus wird dessen nachhaltiges Bemühen um eine „Versäulung“ vorgestellt, d.h. den Versuch eines Abschottens der eigenen Konfession innerhalb der Gesellschaft neben anderen, ebenso abgeschotteten gesellschaftlichen (konfessionellen) „Säulen“/Milieus, besonders durch die Bildung eigener konfessioneller Berufs- und Standesorganisationen. Dabei wird u.a. der Nachweis geführt, daß der deutsche Katholizismus eine früher einmal bestehende Vorbildfunktion für die Katholiken in den Niederlanden bereits vor 1933 eingebüßt habe. So kam es zwar auch dort zur „Katholischen Aktion“ – die dort jedoch nur als ein Verein neben den vielen anderen, ausdifferenzierten katholischen Vereinen erschien und der es insbesondere nicht gelang, zentralisierend zu wirken. Im Vergleich zu deutschen Verhältnissen erreichte die Beteiligung am kirchlichen Leben und die Lebensgestaltung gemäß kirchlichen Moralvorstellungen – die Orthopraxis – in den Niederlanden einen prozentual eklatant höheren Grad – was als Indiz für das dort bestehende, außerordentlich geschlossene katholische Milieu gelten kann. Zu fühlbaren Einbrüchen kam es in den fünfziger Jahren nur im Bereich der Jugendarbeit, der es nicht mehr gelang, die Jugendlichen im bisher gekannten Maße in katholischen Vereinen zu binden; dem korrespondierte eine rückläufige Tendenz bei der Bereitschaft, einen geistlichen Beruf zu wählen. Auch kam man nicht um die Feststellung umhin, daß viele Katholiken trotz ihrer äußeren Anwesenheit bei der Messe lediglich ein Gewohnheitschristentum praktizierten, nicht aber wirklich innerlich beteiligt seien. Auch in den Niederlanden wurde Reformbedarf deutlich vor dem II. Vatikanischen Konzil formuliert – vor allem im Hinblick auf das Konzept, eine hohe kirchliche Bindung durch berufsständische Vereine zu erreichen. Im Unterschied zu der Entwicklung im Bistum Münster wurden dort aber keine Schritte zu einer greifbaren Vernetzung von Klerus und Laien unternommen.

Statt dessen kam es in den Niederlanden zu einer intensiven, von den Bischöfen initiierten Vorbereitung auf das Konzil, dem man mit großer Erwartung auf eine Erneuerung der Kirche entgegensah. Unmittelbar nach dessen Abschluß nahm man dann in Angriff, auf nationaler Ebene eine gemeinsame Beratung von Klerus und Laien über die anliegenden pastoralen Fragen – das „Pastoraal Concilie“ – zu installieren. Die Vorstellung von der zu bewahrenden möglichst geschlossenen katholischen „Säule“ innerhalb der niederländischen Gesellschaft, die bisher für die Gestaltung der kirchlichen Arbeit leitend war, wurde fallengelassen; statt dessen wurde in einem radikalen Umbruch als Leitbild (anknüpfend an Johannes 14,2) die Vorstellung von einer einladenden Kirche als „Haus mit vielen Wohnungen“ entwickelt. Der einzelne Glaubende solle sich öffnen für die Inspiration des Evangeliums und in freier Gewissensentscheidung sein persönliches Leben entfalten; Aufgabe der Kirche sei es, ihm dazu Leitung und Hilfe zu geben und Versöhnung zu bringen. Die Überprüfung des Pflichtzölibats der Priester und der Beschränkung der Weihe auf Männer wurde verlangt, selbst das System der Pfarrgemeinden wurde in Frage gestellt – während das bis dahin prägende Vereinswesen als nicht mehr zeitgemäß nicht mehr mit Aufmerksamkeit bedacht wurde. Diese

galt vielmehr den kleinen Gruppen, geprägt von dem Ideal einer Bruderschaftskirche. Daß bei diesem radikalen Kurswechsel auf die Anliegen einer dagegen opponierenden Minderheit so gut wie keine Rücksicht genommen wurde, erwies sich später als schwere Belastung, die sich in einer tiefen Spaltung des niederländischen Katholizismus äußerte. Es gelang in den Niederlanden auch nicht, eine dem in Deutschland aufgebauten Rätssystem vergleichbare Struktur der Beteiligung von Laien zu schaffen. Statt dessen kam es zu einer Einpassung, Überführung, ja Auflösung der bestehenden Vereinsstrukturen in nicht konfessionell geprägte, gesamtgesellschaftliche Institutionen – und so zu einer geradezu schlagartigen Auflösung des Milieus. Dazu hat es indes im deutschen Bereich keine Parallele gegeben.

Die besondere Stärke von Dambergs breit aus den Akten, aus der gedruckten zeitgenössischen Literatur und mit Hilfe persönlicher Auskünfte von Beteiligten erarbeiteten Darstellung, deren statistische Erhebungen vielfach durch graphische Darstellungen auch einem optischen Erfassen der jeweiligen Entwicklungen zugänglich gemacht werden, liegt darin, daß sie nicht nur die verschiedenen Phasen des im untersuchten Zeitraum eingetretenen Wandels beschreibt, sondern daß sie die leitenden Grundüberzeugungen und -anliegen klar herauszuarbeiten versteht – und so eine Deutung des Geschehenen ermöglicht. Sie liefert – dieser Hinweis darf in der im Jahr 2000 sich in einer heftigen Strukturdebatte befindenden westfälischen evangelischen Kirche nicht fehlen – zugleich außerordentlich reichhaltiges Anschauungsmaterial für Möglichkeiten und Grenzen, Chancen und Gefahren von kirchlich entwickelten Leitbildern und bewußt angestrebener, ja geplanter kirchlicher Reformprozesse. Diese scheinen besonders leicht dann zu scheitern, wenn sie nicht wirklich von vornherein breit und offen integrativ angelegt sind – und wenn sie ohne Not auch in funktionierende, gewachsene Strukturen eingreifen. Zu lernen ist auch, daß eine Strukturreform allein nicht die offenbar immer starken Tendenzen zu nur binnenkirchlichem Denken zu überwinden vermag – und daß auch Demokratisierungsprozesse in der Wahrnehmung von kirchlicher Leitung nicht zwangsläufig zu einer größeren (missionarischen) Ausstrahlung der Kirche in die Gesellschaft führen – jedenfalls nicht, so lange eine kirchlich engagierte Minderheit mittels ihres Mitwirkens in den Leitungsgremien dafür sorgen kann, daß die kirchliche Arbeit im wesentlichen in Bahnen verläuft, die zwar ihrem Interesse gerecht werden, sich aber deshalb durchaus noch nicht mit dem decken müssen, was im Interesse der kirchlich weniger Gebundenen liegen würde. Hingegen scheint es unzweifelhaft zu sein, daß es in einer durch einen hohen Grad an Individualisierung und Mobilität gekennzeichneten gesellschaftlichen Situation wesentlich darauf ankommt, ein aus theologischer Einsicht gewonnenes Bild vom Auftrag der Kirche insgesamt und des einzelnen in ihr zu haben und möglichst vielen nicht nur eine formale, sondern – mit klar umrissenen Rechten und Aufgaben und dem Wissen um die eigene Verpflichtung – echte Teilhabe an der Ausrichtung dieses Auftrags zu ermögli-

chen. Damberg's Buch sollte darum (nicht nur) auf dem Lektüreplan aller stehen, die kirchenleitende Aufgaben in der Gegenwart wahrzunehmen haben.

Jürgen Kampmann

*Ulrich Rottschäfer, Verein und Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte. Ein Rückblick aus Anlaß des 100jährigen Bestehens* (Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 94), Bielefeld 1999, 218 S., 7 Abb., brosch.

Der Verein für Westfälische Kirchengeschichte wurde am 27. September 1897 in Hagen als „Verein für evangelische Kirchengeschichte der Grafschaft Mark und der angrenzenden Kreise“ gegründet und nahm noch im Gründungsjahr inoffiziell die Bezeichnung „Verein für evangelische Kirchengeschichte der Grafschaft Mark“ an. Seit 1915, offiziell seit 1926, führt er den Namen „Verein für Westfälische Kirchengeschichte“, hat die Rechtsform eines eingetragenen Vereins aber erst seit 1958. Der Verein steht heute als territorialkirchengeschichtlicher Verein neben der zwei Jahre früher gegründeten „Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte“ und neben Vereinen wie dem „Verein für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden“, dem „Verein für Bayerische Kirchengeschichte“, der „Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte“, der „Vereinigung für Bremische Kirchengeschichte“, der „Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung“, dem „Verein für Pfälzische Kirchengeschichte“, dem „Verein für Rheinische Kirchengeschichte“, dem „Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte“ oder dem „Verein für Württembergische Kirchengeschichte“, aber auch neben katholisch geprägten diözesangeschichtlichen Vereinen wie dem „Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg“, dem „Verein für Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim“ oder dem „Würzburger Diözesangeschichtsverein“. Seit 1899 gibt es als Vereinspublikation das – anfangs als „Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte der Grafschaft Mark“ betitelte, später „Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte“ genannte – „Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte“. Von 1954 bis 1983 erschienen neben dem Jahrbuch 10 Bände „Beihefte“. Seit 1974 gibt es als deren Neue Folge die Monographienreihe der „Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte“, von denen bis 1999 mit den Bänden von Jürgen Schäfer, „Kurt Gerstein – Zeuge des Holocaust. Ein Leben zwischen Bibelkreisen und SS“, und Uwe Gryczan, „Der Melanchthonschüler Hermann Wilken gen. Witekind und die Neuenrader Kirchenordnung von 1564“, die Bände 16 und 17 vorgelegt werden konnten. Schließlich veranstaltet der Verein seit 1897 Jahrestagungen, die aber erst seit 1949 – mit einer Pause 1957 – ununterbrochen Jahr für Jahr an wechselnden Orten im Bereich der Evangelischen Kirche von Westfalen – 1991 mit Detmold auch im Bereich der Lippischen Landeskirche – stattfinden, wenn man von den Jahrestagungen 1992 und 1995 in Mecklenburg bzw. in Brandenburg absieht. In den Jahrzehnten